



Ueber das Studium der altdutschen Sprache und ihrer Denkmäler.

Einige Worte,
gesprochen von

J[OHANN] A[NDREAS] SCHMELLER,

bey Eröffnung seiner Anleitung zu diesem Studium
an der L. M. Universität München
den 8. May 1827.

München. Druck und Verlag von J. J. Lentner. 1827.

Das, worüber ich an dieser Stätte einige Worte zu sprechen die Ehre haben soll, ist keine der hergebrachten in ihrer Würde und Wichtigkeit längst anerkannten Doctrinen: Es ist ein kleiner junger Zweig des Wissens, dem bisher außerhalb einiger Universitäten des nördlichen Deutschlands unter den Gegenständen des höhern Unterrichts noch gar kein Platz angewiesen war, von dessen Daseyn selbst viele der gelehrtesten und würdigsten Männer kaum eine flüchtige Notiz genommen haben, und welcher nicht wenigen Andern gar als ein Ausbruch der Nationalkrankheit erscheint, die nach der Gallo-, Anglo- Gräco- und Hispanomanie uns beschlichen habe, nemlich der Deutschthümeley. Ich soll von einem Studium reden, das als ein grammatisches, mikrologisch und trocken ist, und bey alle dem nicht auf die entfernteste Weise zu irgend einem Brote führt. Das, was jederzeit am überzeugendsten für eine Sache spricht, die Hinweisung auf sie selbst und ihre Früchte, liegt, da sie noch so neu und so wenig bekannt ist, gänzlich außer meinem Bereich; ja sogar ihre Beziehung auf mich und meine eigenen Erfahrungen läßt mich nicht frey von der Besorgnis, daß ich ihr dadurch nur einen zweydeutigen Dienst erweisen werde, und dies, wenn ich auch gänzlich absehe von der abmarktenden Vorsicht, mit welcher die Worte eines Sprechers für das, worinn er sich eben selbst zu gefallen scheint, gewöhnlich, und nicht ohne Grund, entgegen genommen werden.

[4] Doch - ich habe ja die Ehre und den Vortheil, vor Deutschen über Deutsches zu sprechen, über einen Theil der Culturgeschichte des eigenen

Volkes. Unbekümmert um das objective Interesse, welches dem Gegenstande etwa vindicirt werden möchte, trage ich daher kein Bedenken, ganz allein auf dieses subjective und nationale zu bauen.

Auch das, was nicht eben zu jenem Großartigen aller Orte und Zeiten gehört, das durch sich selbst unser Staunen oder Entsetzen, unsre Theilnahme, Bewunderung oder Nacheiferung in Anspruch zu nehmen vermag, kann uns dadurch, daß es uns durch eine ursächliche oder auch bloß zeitliche Folge auf irgend eine Weise in der Gegenwart erreicht und berührt, um nichts minder unserer ganzen Aufmerksamkeit würdig erscheinen.

Solcher Zusammenhang ist vermögend, selbst einem an sich geringfügigen Dinge für diesen oder jenen Beschauer hohe Bedeutung zu geben. Manchem unter uns wird eine Anekdote aus dem Leben seines Urgroßvaters wichtiger seyn, als das Leben einer ganzen Reihe chinesischer oder mexicanischer Kaiser, manchem die Umstände, unter denen sein väterliches Haus, sein Dorf, seine Stadt angelegt worden, interessanter, als die, welche die Gründung des babylonischen Reiches begleitet haben. Und wahrlich, nicht mit Unrecht. Denn die wohlverstandenen Beziehungen, die Jeder auf sein Ich macht, sind der letzte Grund all der schönen Gefühle, die wir als persönliche, als Familien-, als Vaterlands-Liebe und Ehre so hoch zu halten gewohnt sind. Diese subjective Wichtigkeit ist es, welche uns die Geschichte des eigenen Vaterlands, wäre sie auch ärmer an objectiv-wichtigen Momenten, dennoch so nahe stellt, wie keine andre, ja sie uns zum wahren Bedürfnisse macht.

Ist uns nun in subjectiver Hinsicht die Geschichte unsrer Familien, der Regentenfamilie unsers Landes, die Geschichte unsrer [5] Institutionen, unsre Häuser, Schlößer und Städte, lauter Dinge, die außer uns liegen, so wichtig, wie sollte es nicht auch die Geschichte dessen seyn, das mehr als alles dieses einen Theil unserer innern geistigen Existenz ausmacht, von dem wir, auch wenn wir wollten, uns nicht lossagen können, das uns unter alle Himmels-Striche begleitet, unsrer Sprache?

Der Glanz der Familien, ganze Geschlechter selbst schwinden dahin, Institutionen gehen unter, Burgen und Thürme und Städte fallen in Trümmer; aber die Gebäude, die der Geist aufgebaut mit den ewigen Werkstücken der Sprache, sie überdauern alles dieses. Von dem, was der Hebel und Meißel aufgeführt hat im alten Rom, ist wenig mehr zu schauen, aber durch die Jahrhunderte nur neu verherrlicht, lebt, was Virgils, was der Griffel eines Tacitus geschaffen. Noch vielleicht in dieser Stunde rüttelt des Türken Bombe an den letzten Herrlichkeiten des Parthenon; aber dem, was von Sophocles's, von Thucidides's Schöpfungen uns erreicht hat, wird kein türkischer, kein fränkischer Barbar mehr schaden.

Das dauerndste, das schönste Besitzthum einer Nation ist seine Litteratur. Und hätten wir Deutschen auch keine Namen, wie die eben ausgesprochenen, die schon in objectiver Beziehung so hoch stehen, so müßte die subjective

uns auffordern zu einem thätigern Bestreben, das, was wir haben und was wir gehabt haben, gehörig kennen zu lernen und zu würdigen.

Es ist eigen, daß wir uns gerade in Hinsicht auf unsre Sprache und Litteratur so gerne mit dem Blick auf die bloße Gegenwart, auf den Bestand von heute zufrieden zu geben pflegen. Was mag der Grund dieser Gleichgültigkeit seyn?

Dürfte ich aus meiner eigenen Erfahrung einen allgemeinen Schluß ziehen, so möchte ich antworten: Der Grund dieser Gleichgültigkeit ist – die deutsche Sprache und Litteratur des [6] 16ten und, noch mehr, des 17ten Jahrhunderts, als des Zeitraums ihrer größten Verwilderung, welcher, zum schreyendsten Contrast, unmittelbar ihrem glänzenden Aufschwung im 18ten Jahrhundert vorangegangen ist.

Froh des Morgens, in dessen Strahl wir uns sonnen, und stolz auf ihn, scheuen wir, den Blick zurück zu werfen in die kaum zerstreute Nacht, in welcher unsre Sprache und Litteratur versunken war, als die der Nachbarvölker, der Italiener und Franzosen, gerade in ihrem höchsten Glanze stand. Führt uns irgend eine Veranlassung in diese Epoche zurück, so sind wir froh, sie auf dem kürzesten Wege wieder zu verlassen: so ekelhaft ist nicht bloß unserm, nach bessern Mustern gebildeten Geschmacke die Geschmacklosigkeit oder doch Französöley, sondern selbst unserm an etwas Festeres gewöhnten Auge die wilde Unorthographie, und die scheinbare Ungrammatik jenes Zeitraums.

Da das nächste Vergangene mit so vielem Rechte als Barbarey angesehen und verachtet wird, was ist wohl über das Entferntere für ein Urtheil zu erwarten? Nichtnachbarn fehlt gewöhnlich sogar das Band des Hasses und der Verachtung, das nur zu oft allein die Nachbarn, weil sie sich kennen und berühren, an einander knüpft; jene sind und bleiben gute Freunde, d.h. einander fremd und gleichgültig.

So haben nur Wenige eine Aufforderung in sich gefunden, auf dem Strom der deutschen Sprache und Litteratur durch die Sumpfstelle der nächsten Jahrhunderte hindurch, und hinauf zu schiffen in den lauterern Rinnsal der frühern Zeit. Dieser Sumpf wird im Allgemeinen für die Quelle selbst gehalten, und das, wovon man hört, daß es noch über dem Sumpfe vorhanden sey, wird angesehen, als sey es eben auch nur Sumpf, oder gar, als flösse es, ein Niger seiner Art, in ganz anderer Richtung.

[7] Ich bleibe bey meiner eigenen Erfahrung stehen.

Schon frühe waren mir einzelne deutsche Gebetformeln aus der ältesten Zeit zu Gesichte gekommen. Ich erinnere mich wohl, daß sie mir sehr auffielen, aber auch, daß ich sie als eine bloße Curiosität ansah, mit der eben nichts weiter anzufangen sey. Am längsten beschäftigte mich der Eindruck, den auf mein an so volle Laute nicht gewohntes Ohr und Auge die Endungen a. i. o. u. am, om, um, an, on, un, ono, os u. drgl. Gemacht hatten. Allein nach der einmal geltenden und selbst durch Adelung bestärkten Ansicht, daß nur sein

Hochdeutsch des 18. Jahrhunderts das ächte, alles frühere aber Barbarey oder, aus Unwissenheit oder sklavischer Nachahmung fremder Sprache hervorgegangenes Verderbniß sey, war ich bald mit mir selber im Klaren über das so ungewohnte Aussehen dieser alten Sprachformeln.

Die wohlklingenden Endungen waren mir entweder willkürliche Anhängsel, ohngefähr, wie die, welche noch in neuerer Zeit ein deutscher König, dessen stärkste Seite eben nicht die Kenntniß seiner Muttersprache war, für diese in Vorschlag gebracht hatte, oder verstandlose Nachäffungen lateinischer Grammaticalformen, die sich hie und da ein schreibender Mönch erlaubte, während nichts von alle dem in der wirklichen Sprache des Volkes einen Grund gehabt habe. Selbst noch später, als mir zusammenhängende größere Stücke der ältesten deutschen Litteratur zu Handen kamen, interessirte mich im Ganzen nur das crude Material ihrer Ausdrücke, wie es wohl auch Adelung in seinem Wörterbuch als ältere etymologische Belege für die entsprechenden Wörter der jetzigen Sprache zu Hilfe ruft.

Ich sah also in diesen Sprachalterthümern nur den rohen Körper, weil ich ihnen einmal keinen Geist, d.i. keinen lebendigen, [8] strengen, nothwendigen Grammaticalismus zutraute, und also einen solchen auch nicht in ihnen suchte. Nur das Aufspüren und Verfolgen der wunderbaren geistigen Gliederungen und Gelenke, die im consequenten Grammaticalismus einer Sprache liegen, vermag den damit beschäftigten Geist zu reizen und zu vergnügen. Wo dieser Reiz nicht ist, da hört alles Interesse auf. Es gab demnach eine Zeit, wo ich diese Ueberbleibsel des Alterthums mit völliger Gleichgültigkeit, ja mit einer Art von Ekel betrachtete. Mittlerweile hatte ich doch nicht lassen können, (unbefriedigt, wie ich war, durch Adelungs Aussprüche), über die festere Begründung oder Vereinfachung manches Satzes in der Grammatik der deutschen Sprache nachzudenken. Mit Ueberraschung sah ich oft, daß da, wo die Büchersprache starr und todt jeder Erklärung aus sich selbst widerstrebte, die, im Munde des Volkes für sich fortlebende gemeine Sprache die erhellendsten Aufschlüsse bot. Die herkömmlich vornehme Geringschätzung dieses Feldes der Spracherscheinungen konnte mich von da an nicht weiter abhalten, besonders aufmerksam auf dasselbe zu seyn. Bald lehrte es mich eine Reihe von Analogien und Gesetzen, von denen in der Büchersprache nur wenige Spuren vorhanden sind. Von dieser, in die Ohren fallenden Wirklichkeit ausgehend, wandte ich mich nun aufs neue zurück zu jenen miskannten Alterthümern, und sieh, es zeigte sich eine Uebereinstimmung, die meinen Zweifeln über die Wahrheit und Aechtheit der grammatischen, in diesen Resten des Alterthums erhaltenen, Formen ein Ende, und mir diese Ueberbleibsel zum Gegenstand eines neuen, und des für den Geist anziehendsten Studiums machten. Ich sah, wie sehr ich die organische Natur der Sprache darin verkannt hatte, daß ich glaubte, das, was war, müsse durch das, was ist, erklärt und gemeistert werden, statt das ewige Gesetz alles Organismus's zu bedenken, nach welchem alles,

was ist, nur aus dem, was war hervorgegangen seyn kann.

[9] Auf diesem Standpunkt befand ich mich, als Jac. Grimm's deutsche Grammatik erschien. Ausgestattet mit ganz außerordentlichem Talent für Forschungen nicht bloß dieser Art, war dieser Mann viel früher und gleich von oben herein zur vollen klaren Anschauung dessen gekommen, wozu ich mich erst von unten auf mühsam emporzuarbeiten suchte. Was ich aus den mannichfaltigen, vielfach versiegten oder trüben Bächen des wirklichen Volkslebens in mancherley Gauen deutscher Zunge auf die nicht bequemste Weise zusammentrug, das schöpfte er bequemer und reiner aus den schriftlichen Quellen selbst, die dem gemeinsamen Ursprung, von welchem alle diese weitzertheilten Bäche ausgegangen sind, um zehn bis fünfzehn Jahrhunderte näher liegen. Statt auf einem einzigen Wege fortzuschreiten, der bey befangener Aussicht, eh er zurückgelegt ist, immer keine rechte, innere Sicherheit vor der Gefahr des Sichverlierens gewährt, umfaßte Grimm gleich das ganze vor ihm liegende Gebiet, rückte mit der möglichsten Umsicht auf allen Wegen zugleich vorwärts, und auf solche Art wurde gefunden und bis zur Evidenz nachgewiesen die organische Einheit des germanischen Sprachstammes, und der durchgehende Parallelismus, unter welchem seine Aeste von Knoten zu Knoten auseinander treten.

Durch die überraschenden Resultate, die er in seinem großen, noch nicht geschlossenen Werke über die deutsche Sprache im weitesten Sinne, niedergelegt hat, findet sich die nächste Gegenwart in klarem Zusammenhang mit der entferntesten Vergangenheit.

So hat den[n] nun die deutsche Grammatik, die lange Zeit (möchte ich sagen) bloß eine Grammaire d.h. ein geradezu auf's Praktische ausgehendes System von Regeln gewesen ist, die sich aus dem zu Tage liegenden Sprachgebrauch und seinen Launen hatten abziehen lassen, angefangen, eine tiefere, eine historische Begründung zu gewinnen. Ihr Gebäude, die hellen, wohnlichen Räume der Gegenwart mit den unterirdisch gewordenen der Vergangenheit [10] zweckmäßig in Verbindung setzend, wird, als auf so vielen tausendjährigen Grundsäulen, auf den ältern und ältesten Denkmälern der Sprache ruhen; und die Kenntniß dieser Denkmäler wird fortan bey einem nicht bloß praktischen, technischen, sondern wahrhaft wissenschaftlichen Studium der vaterländischen Sprache nicht mehr, was sie bisher geschienen, entbehrliche Nebensache, sondern mit eine Hauptsache seyn.

Wenn manche der verehrten Zuhörer meine ersten Ansichten über den Werth der ältesten Sprach-Reliquien aus der deutschen Vorzeit vielleicht sehr natürlich gefunden haben; so darf ich doch nicht hoffen, daß sie sich meine eben ausgesprochene gegenwärtige Ueberzeugung eben so gerne aneignen werden. Ich muß mich hiebey nothwendig auf eine Reihe von Wahrnehmungen berufen, die Jeder, der in der Sache ein Urtheil fällen will, selbst durchgemacht haben muß, und wozu behülflich zu seyn ich eben durch gegenwärtigen Akt meine Bereitwilligkeit ausspreche.

Soviel scheint mir indessen durch sich selbst klar, daß in allen Dingen die Anfangspunkte, und bloß darum, daß sie es sind, die größte Beachtung verdienen. So lange es ein Volk germanischer Zunge geben wird – und mögen diese Völker, mit die Reigenführer in allem, was die Menschheit adelt, dauern mit ihren eigenthümlichen Zungen bis an's Ende der Tage – das, worauf durch eine Geschichte von Jahrtausenden immer mit gleicher Theilnahme ihr Blick zurückfallen wird, werden die Anfänge ihrer Geschichte, werden, in welche Weiten auch ihre Litteratur und Sprache fortgeschritten seyn wird, zu jeder Zeit die Anfänge ihrer Litteratur und Sprache seyn. Zeigt sich auch in diesen Anfängen noch kaum eine Spur von den Blüten, die am Mittag späterer Jahrhunderte oder Jahrtausende reiften und reifen werden, dennoch sind sie als erstes Morgenroth in ihrer Art ein Moment, wie der ganze folgende Tag keinen bezeichnendern darbietet.

Damit ist indessen nicht gesagt, daß die älteste deutsche Litteratur, außer dem Umstande, daß die strenge grammatische und etymologische Begründung der spätern, so wie der neuesten Sprache in ihr fußt, aller andern Bedeutung für die Gegenwart entbehre. Nein, zwar bey weitem nicht so sehr, wie dem Grammatiker, aber doch immerhin noch wichtig genug muß sie dem Theologen, muß sie dem Rechtsgelehrten erscheinen. Jenem, weil sie größtentheils theologischen Inhalts ist, und Stücke enthält, welche in der ältesten Homeetik und Katechetik, so wie in der Geschichte der Bibelübersetzungen, ja selbst in Bezug auf die Kritik des Grundtextes nicht ignorirt werden dürfen; diesem, weil die ältesten, obschon lateinisch geschriebenen Gesetze der verschiedenen deutschen Nationen bey je[dem] Schritt bald rein deutsche, bald aus dem Deutschen latinisirte Ausdrücke und Wendungen enthalten. Ernst [? unleserlich] und religiös, wie wir uns überhaupt unsre Vorväter der bekannt ältesten Zeit denken, ist fast alles, was uns von ihrer Litteratur geblieben ist. Daß aber auch des Profanen besonders in poetischer Form vieles, obschon meistens ungeschrieben vorhanden gewesen seyn müsse, läßt sich schon aus den kirchlichen Verordnungen der carolingischen Zeit schließen, welche vielleicht mit zu ängstlicher, überall Laster und Heidenthum witternder Frömmigkeit alle Aeüßerungen weltlicher Freude verpönte. *Quando populus in ecclesias venerit, heißt es in einem Capitulare v. 742, aliud non ibi agat, nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas vero balationes et saltationes, canticaque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat nec in plateis nec in domibus neque in ullo loco. Hi qui in blasphemiam alterius cantica composuerint vel qui cantaverint ea, extra ordinem vindicentur.* Und so eifert auch Otfrid gegen den *rerum inutilium sonus*, den *cantus laicorum obscenus*, und den *ludus secularium vocum*. Kein Wunder, daß von profaner Poesie der frühesten Zeit so äußerst Weniges erhalten worden ist, und zugleich Jammer-Schade; denn dieses [12] Wenige, wie zum Beyspiel das Hildebrands- und das Ludwigs-Lied, zeigt zum Theil höhern Schwung als manche der religiösen Producte. Vielleicht hat selbst die durch Carl den Großen veran-

staltete Sammlung weltlicher Gesänge, jener *Carmina barbara et antiquissima*, quibus veterum regum actus et bella canebantur, wie Eginhard sagt, klösterlichen Abschreibern nicht fromm genug geschienen. Wie hätte sie sonst so ganz verloren gehen können? Wenigstens sagt Theganus der Chorbischof von Trier von Carls Sohne Ludwig dem Frommen: *poetica carmina gentilia quae in juventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere voluit.*

Also, um das bisher Gesagte zusammen zu fassen, das Studium der deutschen Litteratur aus der für uns ältesten d.h. fränkischen und gothischen Zeit bietet wenig objective Befriedigung, aber deso mehr subjective für jeden Deutschen dar, welcher über seine Sprache nachzudenken ein Bedürfniß fühlt, und nicht ohne Sinn für Grammatik überhaupt ist. Wem dieser Sinn, dieses Bedürfniß fehlte, - er würde sehr unrecht thun, auch nur eine Stunde unter den hier angekündigten Uebungen zu verlieren, die ihm ohne Nutzen nur Langeweile machen könnten.

Anders verhält es sich mit der zweyten d.h. schwäbischen Periode der deutschen Litteratur. Diese, zugleich die Periode jener großen welthistorischen Bewegung, die unter dem Namen der Kreuzzüge alle germanischen und romanischen Völker Europa's unter sich, und mit den, sich noch altererbter Cultur erfreuenden Byzantinern sowohl, als den, in ihrer Art nicht minder aufgeweckten Saracenen in Berührung brachte, die Periode ritterlichen Kriegs- und Frauendienstes hat sich als solche nothwendig auch in der Litteratur ausgesprochen. Die Schriftstellerey oder, in der Sprache jener Zeit, das Dichten (*dictare*) ist nicht mehr ausschließlich Sache der Klerisey geblieben, sie ist der ehrerbringende Zeitvertreib auch manches wackern Rittersmannes geworden. Dadurch hat sich die [13] Litteratur dieses Zeitraums aus jener geistlichen Beschränktheit zu einem Spiegel seiner verschiedensten, zum Theil abenteuerlichen Bestrebungen erhoben, und zeigt, welche Bilder, Wünsche und Gedanken nicht bloß die Frömmsten nach unserm Sprachgebrauch, sondern auch die Frömmsten nach dem seinigen, d.h. die Tüchtigsten, unterhalten und in Bewegung gesetzt haben. Die von früher her entweder im Volke bloß ungeschrieben oder nur im romanischen oder lateinischen Gewande vorhandenen phantasiereichen Sagen aus griechischer, römischer, gothischer und fränkischer Zeit, wie z.B. der trojanische Krieg, Alexander der Große, und Theoderich (Dietrich von Bern), Sigfrid und Chriemhild, Carl der G., Parcifal, Titurel, Tristan und Isolde, Iwain, Wigalois u.s.f. fanden an den ausgezeichnetsten Meistern deutscher Zunge ihre Sänger, und waren neben den zarten Blüten des Minnesangs den Edelsten unter den Männern und Frauen jener Zeit wahrscheinlich mehr, als denen der unsrigen der große und dennoch nimmer ersättigende Vorrath von gereimten und ungereimten Geschichten, Memoiren und Romanen ist.

Daß diese Litteratur des schwäbischen Zeitraums objectiven Werth habe, liegt noch im Streit zwischen denen, die sie wirklich kennen und denen, die sie zu kennen sich einbilden. Unter die letztern rechne ich eines Theiles dieje-

nigen, die bloß nach Uebersetzungen in die Sprache des 18ten Jahrhunderts urtheilen. Bey allen Producten aus Sprache ist der Stoff, die Sprache, so wesentlich, wie es einen gewaltigen Unterschied macht, ob ein Gebilde der Kunst aus Marmor gemeißelt oder bloß in Wachs bossirt ist. Ich wenigstens weiß nicht, ob mir Homer in neugriechischer, ja selbst Dante in neuitalienischer Sprache noch Homer und Dante seyn könnten. Es liegt überhaupt für jeden Geist, der auch beym Genuß des bloßen Lesens sich noch gerne einer gewissen Selbstthätigkeit erfreut, ein eigener Reiz im Ueberwinden einer widerstrebenden [14] d.h. fremden Sprache, und bey gleichem Gehalt wird uns immer ein Product in fremder Sprache mehr Befriedigung als eines in der unsrigen gewähren, ein Umstand, der übrigens bey der Schätzung des Fremden und Eigenen leicht ein zu großes Gewicht erhalten kann. Andern Theiles gehören hieher diejenigen, die, von der heutzutagigen Sprache ausgehend, jene ältere Litteratur ohne weiteres Studium und gleichsam nur so im Vorbeygehen wegzuhaben meinen. Ihr Maß, vom Gipfel genommen, kann unmöglich auf den Stamm passen. Hundert Dinge, besonders die feinem grammatischen Wendungen, werden sie gar nicht, und wenn man erwägt, wie sehr verschieden oft die Bedeutung ist, die ein und derselbe Ausdruck damals hatte, und jetzt erlangt hat, noch weit mehrere ganz unrichtig verstehen, und da Unbehilflichkeit, Rohheit, Einfältigkeit finden, wo der Eingeweihtere die größte Correctheit und Angemessenheit erkennt. Der sichere Weg zum Verständniß dieser gehaltreichen Litteratur des 12ten und 13ten Jahrhunderts geht nicht vom 19ten Jahrhundert hinauf, sondern vom 9ten Jahrhundert herab. Und in dieser Beziehung wird das trockene Studium der Sprache der fränkischen und gothischen Zeit sogar durch objective Genüsse belohnt.

Hiebey scheint mir übrigens unnöthig zu bemerken, daß es wohl nur einseitigen Enthusiasten hat einfallen können, diese Poesien unsrer Voreltern im Ganzen den ewigen Werken der alten Griechen und Römer an die Seite zu stellen. Sie haben dem Gegenstand ihres Lobes durch diese leichtsinnige Verückung des Gesichtspunktes in den Augen des gelehrten Publicums wahrlich nicht wenig geschadet, indem sie dadurch die practischen umsichtigen Wächter der Litteratur zum lauten Widerspruch herausgefordert haben. Man weiß, daß dieser und zwar aus dem Munde von Männern, deren Wort bey einem gewissen Publicum ein großes Gewicht hat, mitunter nicht sehr glimpflich ausgefallen ist. „Kein Mann von [15] Geschmack,“ sagt einer derselben, „wird mit Bewunderung lesen, wie in den Nibelungen ein Mann von seiner Frau in den Sack gesteckt und an einen Nagel aufgehängt wird.“ Und bey einer andern Gelegenheit: „Es muß gerühmt werden, daß ein Mann, der so verblendet ist, das Nibelungen-Lied zum Schulgebrauch zu empfehlen, doch wenigstens gesteht, daß es keinen geschichtlichen Werth hat.“ Endlich erklärt er bey der Anzeige einer Sammlung von altdeutschen Gedichten, daß „ihm der gerühmte Reichthum unsrer alten Dichtung vorkomme, wie eine alte Plunder-Cammer von lauter

abgelegten und abgenutzten Sachen. Er habe,“ setzt er bey, „noch keinen einzigen Mann von Geschmack gefunden, der solche Sammlungen hätte lesen können oder mögen.“ Man könnte hier an die Fabel vom Fuchs und der Traube denken; aber alles Ernstes, es gibt in dieser alten Litteratur gerade so wie in unsrer neuesten, gar manches, das ich wahrlich eben so wenig, als jenes Kunstrichters Männer von Geschmack, zu lesen Lust hätte, und was schlechterdings nur in Bezug auf die Geschichte von einzelnen Wörtern der Nachwelt erhalten zu werden verdient. Dagegen aber stehe ich nicht an, all das Bischen Reputati-on von Geschmack, dessen wohl auch ich mich erfreuen möchte, an den Ausspruch zu wagen, daß diese Litteratur bey vielem Unbedeutenden und herzlich Langweiligen dennoch manches Einzelne aufzuweisen habe, das sich in Hinsicht auf Gemüthlichkeit, Sinnigkeit, Großartigkeit gar wohl mit Mustern aller Zeiten und Völker zusammenhalten lasse.

Doch es ist ja nicht die Frage über den objectiven Werth dieser Litteratur, auf die es uns hier ankommt, sondern die über den subjectiven, den sie für uns Deutsche haben muß. Liegt uns doch daran, zu wissen, wie unsre Vorältern sich kleideten, sich bewaffneten, wie sie wohnten, sich unterhielten, kämpften u.s.w. Sollte es uns gleichgültig seyn, zu wissen, wie sie sprachen, wie sie dachten? Und in diesem Sinne darf, glaube ich, mit Grunde behauptet werden, daß Derjenige nicht sagen kann, er kenne vollkommen die Geschichte seines Volkes, der nicht zugleich sagen kann, daß er auch die Sprachkunstwerke, durch die in der schönsten Zeit dieses Volkes die Edelsten und Besten desselben ergetzt und begeistert worden sind, in ihrer Urgestalt gelesen und verstanden habe.

Es würde eine krankhafte Verwöhntheit unsers Geschmacks durch das, was die klassische und die neuere Litteratur bietet, heißen können, wenn wir unfähig wären, das, was auch die Poesie des Mittelalters mitunter Schönes und Großes, oder auch nur Kindlich-natürliches darbietet, unbefangen zu genießen. Vieles muß uns schon darum näher befreundet erscheinen, weil es uns zeigt, in welchen Kreisen der Phantasie und der Dichtung sowohl, als der ernsten Weltanschauung sich diejenigen gefielen, für deren klügere, aufgeklärtere Enkel wir uns zu halten geneigt sind. Auf der andern Seite würde es beynahe abgeschmackt seyn, wenn man, wie es wohl mitunter zu hören ist, behaupten wollte, daß ein Kopf von sonst gesundem Ueberblick durch die Empfänglichkeit, die er auch für Producte dieser Art walten läßt, dem reichern, weitem, hellern Kreis unsrer jetzigen Weltanschauung im mindesten entfremdet werden könne. Gerade das Gegentheil. Es wird uns die deutsche Monumentenkunde zugleich zur deutschen Culturgeschichte, und wir lernen uns in der vaterländischen Vorzeit, auf welcher unsre Gegenwart steht, um so heimischer fühlen, und sie um so freyer überschauen, je vertrauter wir wurden mit ihrer angeboren Rede.

Wir hätten nun, auf unserm flüchtigen Gange vor der ältesten deutschen Litteratur gegen die neuere herab, zwey Hauptabschnitte berührt, erstens den-

jenigen, der in die Zeit der fränkischen Herrschaft fällt, oder den fränkischen, mit Einschluß des frühern gothischen, und zweytens den, der unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause anfängt und endet. Um sie nach der Eigenheit, durch die sie für uns hauptsächlich wichtig sind, zu benennen, könnte der [17] erste für uns der grammatische, der zweyte der poetische Zeitraum der alten deutschen Litteratur heißen. Es folgt nun derjenige, in welchem die deutsche Sprache anfängt, auch in gerichtlichen und Verwaltungsgeschäften das Latein zu verdrängen und bey Abfassung von Gesetzen und Statuten und Errichtung von Urkunden vorzugsweise verwendet zu werden. Allmählig löst sich die gereimte Sage und Geschichte in Prose auf. Es kommen Chroniken und Geschichten in deutscher Sprache zum Vorschein, durch die Reformation ange-regt, werden selbst theologische Streitigkeiten in vaterländischer Zunge durch-gefochten; und endlich ist kein Gegenstand des Wissens mehr, dessen sie sich nicht bemächtigte. – Ich nenne diesen Zeitraum, der sich vom 14ten bis ins 17te Jahrhundert erstreckt, den practisch-prosaischen der altdeutschen Litteratur, der in zwey wesentlich verschiedene Hälften, die vor, und die mit dem Bü-cherdrucke, zerfällt.

Wie wichtig die Litteratur dieses Zeitraums durch ihren Inhalt dem Theologen, dem Rechtsgelehrten, dem Geschichtsforscher, ja jedem Gebildeten seyn müsse, ist durchaus unnöthig, hier noch zu beweisen. Aber das muß gesagt werden, daß die Sprache dieses Zeitraums, obschon uns so viel näher, dennoch nicht gründlich und mit der gehörigen Sicherheit vor der Gefahr von hundert, hier nicht selten auf Interessen der Gegenwart einwirkenden Mis-verständnissen, gehandhabt werden kann, wenn nicht das Studium der Sprache der beyden frühern Epochen vorausgegangen ist. Nur wer von der Quelle her-ab, dem Strome gefolgt ist, findet sich zurecht in der Niederung, wo er in tau-send Armen und Krümmungen zu stocken oder zu versiegen scheint, und wo die Menge, die bequem von ihren wohnlichen Hügeln herblickt, nur den gro-ßen Morast der letztvergangenen Jahrhunderte sieht, den wir vorhin als Haupt-grund der herkömmlichen und schwer zu überwindenden Unlust am Studium der ältern deutschen Litteratur überhaupt bezeichnet haben.

In den hier aufgestellten Epochen der altdeutschen Litteratur zeigt sich einigermaßen der natürliche Gang, welcher dem Aufblühen der Litteratur aller civilisirter Völker mehr oder minder vorgezeichnet ist. Auf diesen abgeschlos-senen natürlichen Gang hat in ziemlich entgegengesetzter Richtung der künst-liche, noch kaum anderthalb hundert Jahre zählende der neudeutschen Littera-tur begonnen. Diese Litteratur hat unter der Herrschaft des klaren nüchternen Verstandes mit Didaktik in Prosa und Versen angefangen, und ist, widersinnig genug, zum Theil erst bey ihrem Fortschreiten, in das Gebiet der Phantasie und zwar einer oft sehr unnatürlichen, kränklich-mystischen gerathen. So viel Treffliches sie auch aufzuweisen hat, das Grundübel ihres Wesens, die ur-sprüngliche Künstlichkeit, der Umstand, daß sie dem, was früher da war, nicht

organisch entwachsen, sondern mehr nur aufgepfropft ist, wird wohl noch lange Zeit an ihr zu erkennen seyn. Auch wird insgemein diese unsre neuere Litteratur so wenig als eine Fortsetzung der alten angesehen, daß sich, wenn von deutscher Litteratur überhaupt die Rede ist, nicht leicht jemand einfallen läßt, dabey über das 18te Jahrhundert zurückzudenken. So hoch stellt die junge Gegenwart sich selbst, und so geringfügig scheint ihr die ganze lange Vergangenheit. Stolz gegen diese gekehrt, hoffen und erwarten wir auf der andern Seite auch von der Zukunft Huldigung und Bewunderung. Allein, es ist nicht blos denkbar, sondern, wenn kein Stillstand im Bildungs-Gange der Natur eintritt, was wir nicht wünschen dürfen, beynahe wahrscheinlich, daß nach Jahrhunderten auch das, was jetzt als so unübertroffen, so unerreicht dasteht, in mancher Beziehung altdeutsch seyn werde. Sind unsre Nachkommen dann nicht billiger gegen die Vorzeit geworden, als wir es sind, so könnten wohl bey ihnen die Namen der Schiller und Göthe nicht viel gangbarer, als bey uns die der Wolframe von Eschenbach, der Walter von der Vogelweide u. drgl. seyn.

Welch eine flüchtige Erscheinung ist das Wort der menschlichen Zunge! Derselbe Augenblick sieht es werden und vergehen. Daß der Mensch, was so ganz heimgefallen scheint dem Augenblick, dennoch begaben kann mit unberechenbarer Dauer, es gehört mit zu dem [19] Höchsten, was ihm als Bürgerschaft gelten darf einer großen über alles Ende erhabenen Bestimmung. Mir scheint für den Deutschen insbesondere etwas Großes ähnlicher Art darin zu liegen, daß er, nicht stehen bleibend bey der Rede seines Volkes, wie sie eben in seinen Tagen vernommen wird, und seit Menschengedenken vernommen worden ist, sondern zurücktauchend gegen den Strom der Zeiten, unter dessen Brausen gerade seines Volkes geistige Vergangenheit mehr als die manches andern verschollen ist, den meisten seiner Worte, dieser vergänglichen Kinder des Jetzt, eine beurkundete Geschichte von anderthalb Jahrtausenden unterzulegen vermag; ja, daß er am Faden seines Wortes noch manchen Schritt wagen darf in Labyrinthe der Vorzeit nicht blos seines Welttheiles, in welchen kein Denkmal andrer Art mehr dem irrenden Blick einen Halt gewährt.

Neben der Zeit übt auch der Raum seine erdrückende Macht über den Menschen, über die Völker. Sie schließen sich ab in ihre heimatlichen Kreise. Was sich ursprünglich näher war und befreundeter, ist sich fremd und immer fremder geworden durch die Entfernung. So der Deutsche dem Niederländer, dem Engländer, dem Dänen und dem Schweden. Es scheint mir nicht weniger erhebend, den Blick hinauszuerwerfen über diese Beschränktheit, und deutlicher zu erkennen das alte Band der Sprache, das, einst minder verblichen, diese Brüdernationen umschlang. Denn die Betrachtung des angelsächsischen Dialektes, selbst praktisch-wichtig jedem unter uns, der sich mit dem Englischen, dieser Sprache der Technik und der bürgerlichen Freyheit beschäftigt, und des altnordischen, des Schlüssels zur reichen, unter uns zu wenig gekannten Sprache und Litteratur der Dänen und Schweden, muß dem Studium unsrer eigent-

lich deutschen alten Sprache wenigstens subsidiarisch zur Seite gehen.

Und so finde ich denn in dem berührten Studium nicht lauter todtes Buchstabenwesen; ich finde in seiner Atmosphäre auch dasjenige Element, ohne welches eine freye Seele sich wie ihres innersten Lebensprincips beraubt fühlt, das, was, je fester es auf den treuen deutschen Boden der Thatsachen gegründet ist, um so mächtiger uns [20] über die materiellen Schranken der Zeiten und Räume hinaus zu den höchsten Aufgaben und Genüssen unsers geistigen Selbstes erhebt.

Hat die Regierung väterliche Anstalt getroffen, daß jede nachwachsende Generation in den untern, mehr auf das praktische Leben berechneten Schulen von der vaterländischen Sprache gleichsam den Katechismus erlerne, so will sie nun, daß in dieser höhern, zunächst der Wissenschaft gewidmeten Schule, auch wenigstens die Gelegenheit vorhanden sey zur gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung dessen, wovon jener Katechismus dem Leben nur die Resultate liefert. Sie will, daß in dieser Universitas litterarum auch die uns zunächst berührende Seite der Philologie, die germanische, die übrigens als Doctrin bereits so hoch und fest steht, daß keine Unzulänglichkeit Dessen, der sie gerade vorträgt, ihr selbst mehr nachtheilig seyn kann, nicht vermißt werde.

Wie wäre ein Anderes zu erwarten gewesen unter den Auspicien eines Königs, der die schönsten Blüten, die der Süden aus seiner herrlichen Vorzeit bewahrt hat, mit dem Kranze von der vaterländischen deutschen Eiche so sinnig zu verflechten, der selber zu würdigen weiß die klangvolle Sprache, welche noch die Liutpolts, Seines Ahnen war. Und so schließe ich denn mit einem Wunsche, der mich, wie uns alle beseelt, in Worten, die vor nahe tausend Jahren einem andern Ludwig gesungen wurden, der, ein Verwandter jenes Liutpolt, eine Enkel des großen Carl, als der erste eigentlich deutsche König auch in Förderung deutscher Schrift und Rede sein Nachfolger war:

Imo sî iamêr heili, Ioh sâlda gimeini:

Lango, liobo Druhtin mîn, Lâz imo thiê dagâ sîn!

Der Druck ist in der originalen Orthographie und Zeichensetzung wiedergegeben. Offensichtliche Druckfehler sind korrigiert. Eingerichtet durch Georg Jäger. Eingestellt im Dezember 2004.

Als „erste germanistische Vorlesung an der Ludwig-Maximilians-Universität“ wurde die Antrittsvorlesung in einer Feierstunde am 8 Mai 2002 durch Prof. Dr. Richard Brunner verlesen und kurz kommentiert. Über die wissenschaftsgeschichtliche Stellung Schmellers vgl. Richard J. Brunner: Johann Andreas Schmeller. Sprachwissenschaftler und Philologe (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft; 4) Innsbruck 1971.

Kurzbiographie von Johann Andreas Schmeller:

bedeutender Germanist, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, gest. 27. Juli 1852, besuchte eine Zeitlang das Lyzeum in München, ward 1806 Lehrer in Madrid und gründete 1808 eine Privatanstalt in Basel. Nach den Befreiungskriegen, an denen er als bayrischer Freiwilliger teilnahm, widmete er sich vorzugsweise dem Studium der bayrischen Mundarten und veröffentlichte die Ergebnisse in den Schriften: »Die Mundarten Bayerns, grammatikalisch dargestellt« (Münch. 1821) und »Bayrisches Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen« (Stuttg. 1827-36, 4 Bde.; 2. Aufl. von Fromman, 1868-77). Diese ausgezeichneten Arbeiten legten durch ihre strenge Methode den Grund zu wissenschaftlichen Forschungen über die deutschen Dialekte überhaupt. S. wurde 1827 Professor am Kadettenhaus in München, 1828 außerordentlicher Professor der ältern deutschen Literatur an der Universität daselbst, 1840 zugleich Unterbibliothekar an der Staatsbibliothek und 1846 ordentlicher Professor. Außer den genannten Hauptwerken veröffentlichte er die von ihm »Hëliand« betitelte altsächsische Evangelienharmonie (Stuttg. 1830); die althochdeutsche Übersetzung der sonst dem Tatian, von ihm aber dem Ammonius zugeschriebenen »Evangelienharmonie« (Wien 1841); das althochdeutsche Gedicht vom Weltuntergang (»Muspilli«, Münch. 1832); »Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts« (mit Jakob Grimm, Götting. 1838); »St. Ulrichs Leben« (Münch. 1844); »Des böhmischen Herrn Leo von Rozmítal Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt« (Stuttg., Liter. Verein, 1844); »Carmina burana« (das. 1847; 2. Aufl., Bresl. 1883) und die »Jagd« des Hadamar von Laber (Stuttg. 1850). Noch sind zu nennen sein Werk »München unter der Vierherzogregie- rung 1397 bis 1403« (Münch. 1833) und die Abhandlung »Über die sogen. Cimbern der VII und XIII Kommunen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache« (das. 1838). Sein nachgelassenes »Cimbrisches Wörterbuch« wurde von Bergmann (Wien 1855), ein Drama: »Die Ephesier«, von Nicklas (Münch. 1885) herausgegeben. Vgl. J. A. Nicklas, Schmellers Leben und Wirken (Münch. 1885). (Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl. 1905-1909; Bd. 17, S. 886; Digitale Bibliothek 100, S. 176522f. Angesetzt als Joseph Andreas Schmeller.)